

Harald Schwinger

Das Melonenfeld

Roman



Harald Schwinger
Das Melonenfeld

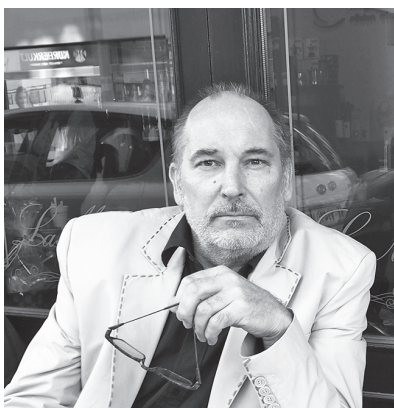


Foto: Siegfried Ortner

Harald Schwinger, geb. 1964, lebt als freier Journalist und Autor von Prosa, Lyrik, dramatischen Texten sowie Kinder- und Jugendbüchern bei Villach. 2006 erschien sein erster Roman *Das dritte Moor* (Wieser Verlag), der mit dem Autorenpreis des österreichischen bm:ukk für hervorragende Romandebüts ausgezeichnet wurde.

In der Edition Meerauge folgten das Theaterstück *Zala. Drama in sieben Bildern / Drama v sedmih slikah* (2011 gemeinsam mit Simone Schönett), die Erzählbände *Zuggeflüster* (2011) und *Mirós Mädchen* (2016) sowie der Roman *Die Farbe des Schmerzes* (2013). Sein erstes Kinderbuch *Der Schnarchesel* veröffentlichte Schwinger 2016, den Jugendroman *Held* 2018 (beide Drava Verlag).

Weitere Auszeichnungen (Auswahl):

2018 Kärntner Jugendbuchpreis für *Held* und Dramatikerstipendium des Bundeskanzleramts/II5 für *Streik*
2016/17 Projektstipendium des Bundeskanzleramts/II5 für *Das Melonenfeld*
2014 zweiter Platz beim Kärntner Lyrikwettbewerb
2012 Preis des Kärntner Schriftstellerverbandes

Harald Schwinger

Das Melonenfeld

Roman



»Das Melonenfeld« von Harald Schwinger ist der fünfzehnte Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Reihe. Interessent*innen wenden sich bitte an literatur@meerauge.at.

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100 g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Michaela Monschein, Klagenfurt/Celovec,
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Satz & Grafik: Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: BUCH THEISS GmbH, St. Stefan im Lavanttal

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2020
ISBN 978-3-7084-0630-5
Printed in Austria

Unterstützt von

LAND  KÄRNTEN
Kultur

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH
KUNST

*Wenn ich jeden Tag einen Schritt weiterging, ohne zu
verzagen, würde sich der Weg schon auf tun.*

Banana Yoshimoto, Der grüne Daumen

I

Warum ist sie hier?

Sie weiß es nicht.

An einen Stuhl gefesselt, verängstigt und hilflos sitzt Metti da, umringt von sieben oder acht Gestalten. Bis auf eine tragen alle schwarze Strumpfmasken. Frauen sind auch dabei, das kann sie an den Stimmen erkennen.

Draußen, in der Stadt, herrscht Ausnahmezustand. Schon vor Tagen haben die unterschiedlichsten Gruppierungen zum Widerstand gegen den Internationalen Wirtschaftsgipfel aufgerufen: Aufstehen gegen die Ausbeuter, korrupten Politiker, Konzernbosse und Kriegstreiber. Metti hört die Demonstranten johlen, Schüsse, Geschrei.

Der Unmaskierte kommt näher, spuckt ihr ins Gesicht, sie schließt die Augen. Er hat sie hierher gebracht.

– Komm, ich weiß, wo wir sicher sind.

Das sagte er, als die Polizei Wasserwerfer und Tränengas gegen die Demonstranten eingesetzt hat, die versuchten, die Absperrungen zu durchbrechen. Von einem Moment auf den anderen hat sich die Demonstration in einen Kriegsschauplatz verwandelt, Feuerwerkskörper und Pflastersteine flogen durch die Luft, Autos gingen in Flammen auf. Er hat sie an der Hand gepackt, gebückt liefen sie durch die völlig enthemmte Menschenmenge, überall Glasscherben auf den Straßen, es roch nach verbranntem Gummi.

Sie rannten durch einen schmalen Gang in einen heruntergekommenen Hinterhof: umgeworfene Mülltonnen und verdreckte Matratzen, ein verrostetes Ei-

sengerüst, zersplitterte Sperrholzplatten. Mehr nahm sie nicht wahr, es ging zu schnell. Der Typ drängte sie durch die Eingangstüre ins Treppenhaus, es roch muffig. Sie atmete ein paar Mal tief durch, sah sich um. Er bemerkte ihr Unbehagen.

– Keine Angst, alles o. k., hier sind wir sicher.

Sie standen eine Weile schweigend nebeneinander.

– Chip.

– Was?

– Ich heiße Chip.

Metti nickte.

Er öffnete eine Tür, die mit einem Graffiti besprayt war.

Als sie den Raum betraten, verstummte die anwesende Gruppe sofort. Düster war es hier, das Fensterglas mit schwarzer Farbe übermalt. Sie empfand das Schweigen als unheimlich, bereute ihre Entscheidung, ihm gefolgt zu sein.

Was hast du dir nur dabei gedacht?

Aber er hatte einen vertrauenswürdigen Eindruck gemacht, mit seinem schulterlangen Haar, seinem schmalen Gesicht. Ein Junge fast noch, bestimmt nicht viel älter als sie.

Wovor hast du Angst? Sie versuchte sich zu beruhigen. Wir stehen schließlich auf der gleichen Seite, kämpfen für die gleichen Ziele.

Es nützte nichts, das Unbehagen blieb, sie fühlte sich in die Enge getrieben.

Scheiße, Scheiße, Scheiße.

Sie schaute zur Tür, doch zum Davonrennen war es zu spät, die Gruppe hatte sie bereits eingekreist.

Chip stellte einen Stuhl mitten in den Raum.

– Setz dich!

Das Gefühl der Bedrohung, jetzt war es konkret, ließ sich nicht mehr abschütteln, Schweiß rann an ihrem Körper hinab.

– Ich sollte wohl besser gehen.

Ihre Stimme klang so zittrig, einige begannen zu lachen, einer näherte sich mit seinem Mund ihrem Ohr.

– Warum so eilig? Wir tun dir nichts.

Er packte sie mit einem kräftigen Griff am Nacken.

– Hast du nicht gehört? Hinsetzen!

Sie gehorchte, was hätte sie sonst tun sollen? Der Kreis um sie wurde immer enger. Kaum, dass sie saß, wurden ihre Arme nach hinten gerissen, Sekunden später war sie an den Stuhl gefesselt. Tränen rannen ihr über das Gesicht.

Das T-Shirt klebt an ihrem Körper.

Draußen tobt der Kampf zwischen Demonstranten und der Polizei. Die Polizei, die immer auf der falschen Seite steht und diejenigen beschützt, die keinen Schutz verdienen. Das hat sie sich gedacht, als sie den Aufmarsch der Uniformierten, bewaffnet mit Schlagstöcken und schwarzen Abwehrschilden, sah. Jetzt wünscht sie sich, sie würden den Hinterhof, das Haus, die Wohnung stürmen und diese Bande zum Teufel jagen.

Ihr Kopf fühlt sich schwer an, auch wegen der Dreadlocks. Die hat sie im Internet bestellt und von einer Freundin an ihre eigenen Haare anknüpfen lassen.

Metti fand, dass Dreads einfach besser zu ihrem wahren Ich passten als ihre glatten, dünnen Strähnen. Und Reggae liebt sie auch. Bob Marley, Peter Tosh oder Buju Banton. Ein Grund mehr, sich einen Rastafari-Look zuzulegen. Auf ihrer Facebook-Seite hat sie ganz stolz ein paar Fotos gepostet.

Sie ist in die Stadt gekommen, um sich den Demonstranten anzuschließen, hat sich zuvor ein T-Shirt mit der Aufschrift *create & destroy* angezogen. Eine politische Aktivistin ist sie nicht, es macht sie bloß wütend, dass Wenigen immer mehr gehört und dass Menschen in anderen Erdteilen dafür versklavt werden. Der Wirtschaftsgipfel war doch eine gute Gelegenheit, einmal dabei zu sein, *denen* zu zeigen, dass es so nicht weitergehen kann. Die Welt gehört schließlich allen, nicht nur ein paar Auserwählten, die alles an sich reißen. Menschen sind kein Eigentum, mit dem man machen kann, was man will.

Chip zieht ein Messer aus der Hosentasche, Panik steigt in Metti hoch, sie versucht, sich von den Fesseln zu befreien. Der Stuhl knarrt, mehr erreicht sie nicht. Er hält ihr das Messer vors Gesicht, lässt die Klinge hervorspringen, klappt sie wieder zu. Er wiederholt diesen Vorgang ein paar Mal, einmal berührt die Klinge ihre Nasenspitze.

– Keine Angst, ich tu dir nichts. Es geht um die Dreads. Die sind, das solltest du wissen, ein Symbol der Ausbeutung.

Ruhig und besänftigend ist seine Stimme.

– Ich bin erst sechzehn.

Mettis Lippen, ihr ganzer Körper zittert, als sie das sagt. Ihre Oberschenkel, die Arme, sie hat sie nicht mehr unter Kontrolle. Noch nie in ihrem Leben hat sie sich so wehrlos gefühlt.

– Sechzehn? Ein gutes Alter, um dazuzulernen.

Eine Frau aus der Gruppe packt sie wütend an den Haaren, der Stuhl kippt fast.

– Na, wie ist das, wenn man einmal nicht der Ausbeuter ist, sondern das Opfer? Wie fühlt sich das an?

Mettis Kopfhaut schmerzt von dem brutalen Griff. Chip hockt sich vor sie hin, schaut sie an.

– Hast du es noch nicht kapiert? Du bist nicht besser als die, gegen die du demonstrierst, du bist wie die.

Das versteht Metti nicht. Schließlich ist sie gekommen, um gegen *die* zu demonstrieren. Sie hat mit *denen* nichts gemeinsam. Sonst hätte sie nicht voller Überzeugung in die Parole *Schluss mit Ausbeutung* eingestimmt, die aus dem Lautsprecherwagen dröhnte.

Schon am Vortag hat es Warnungen aus dem Innenministerium gegeben: Man werde hart gegen gewaltbereite Elemente vorgehen.

Sie war nicht gewaltbereit, wollte nur ein Zeichen setzen.

Sie versteht nicht, warum sie jetzt hier sitzt, auf diesem Stuhl, versteht nicht, worin ihr Vergehen besteht. Chip redet langsam, bedächtig, als würde er einem kleinen Kind etwas erklären.

– Rastazöpfe haben auf einem weißen Kopf nichts verloren.

Er lässt die Klinge wieder hervorspringen, einer aus der Gruppe beginnt zu brüllen:

– Haare ab! Haare ab!

Die anderen stimmen ein, klatschen und johlen, während ihr Peiniger beginnt, die Zöpfe abzuschneiden.

– Bitte lasst mich, lasst mich doch einfach.

Die Zöpfe sind so dicht geflochten, das Messer bleibt immer wieder hängen, muss sich erst durchkämpfen. Es tut weh.

Diese Angst, ihre Blase, sie schämt sich, als sich die Nässe auf ihren Oberschenkeln ausbreitet.

– Ich weiß, du meinst es gar nicht böse. Du hast nur nicht nachgedacht, dass du dich damit zu einem Kolonisator machst. Dreads sind ein Symbol des Befreiungskampfes der Coloured People und den machst du lächerlich, ziehst alles in den Dreck. Du verletzt diese Menschen damit, kapiert?

Aber viel hat sie nicht verstanden von dem, was er gesagt hat. Das meiste ist in den Beschimpfungen untergegangen.

Befreiungskampf und Coloured People.

Mehr ist da nicht, ihr Kopf dröhnt, sie hat Angst, ohnmächtig zu werden. Am schlimmsten für sie ist nicht, dass man sie immer wieder anspuckt, sondern dass sie sich für jeden abgeschnittenen Zopf bedanken muss. Wenn sie es einmal nicht tut, schlägt ihr einer ins Gesicht.

Chip hält ihr den letzten Zopf triumphierend vor die Augen.

– Na?

Und sie, mittlerweile schon zu erschöpft, um noch etwas empfinden zu können, gibt nach.

– Danke, danke, danke.

Sie will keinen Schlag mehr, nicht mehr bespuckt, nicht mehr beschimpft werden.

Jemand stößt den Stuhl um, an den sie gefesselt ist, sie schlägt mit dem Kopf am Boden auf. Für Sekunden hört sie die Stimmen nur mehr gedämpft. Chip hockt wieder neben ihr, streicht ihr mit der Hand über den Kopf.

– So ist es besser, oder?

Ein leichtes Kopfnicken als Antwort auf seine Frage. Sie spürt, wie ihre Fesseln durchgeschnitten werden.

– Wir haben das für dich getan, das musst du uns glauben.

Dann Schritte, die sich entfernen, im Raum wird es ruhig. Sie hört ihr eigenes Keuchen, hört von draußen Sprechchöre, Explosionen.

II

Margot schlägt die Kühlschranktür zu, schaut aus dem Fenster. Ihre Brille hat sie im Schlafzimmer vergessen, eine graue, verschwommene Landschaft breitet sich vor ihr aus. Was sie nicht stört, sie will die Berge nicht mehr sehen. Das ganze Land erscheint ihr mit ihnen vollgestopft, keine Zwischenräume, keine Leerstellen, immer und überall bleibt der Blick hängen.

Wonach sehnt sie sich?

Nach welchem Blick?

Jetzt, in diesem Augenblick, scheint aber alles seine Richtigkeit zu haben.

Dass passt doch ganz gut, denkt sie. Die Welt da draußen entspricht meinem Inneren.

Sie findet es idiotisch, so lange hier zu stehen und ins Nichts zu starren, gleichzeitig fällt ihr nichts Besseres ein, nichts, wozu sie sonst in der Lage wäre. Sich hinsetzen, die Zeitung lesen?

Wozu?

Seit Wochen, vielleicht sind es auch schon Monate, schafft sie es nur, die Seite mit dem Horoskop aufzuschlagen. Ganz so, als würde sie ausgerechnet da eine Antwort finden, einen Hinweis darauf, wie es weitergehen soll.

Sie brauchen vor allem Zuwendung und liebevolle Gesten. Allmählich wird auch Ihre alte Tatkraft wiederkommen, mit der Sie schon manchen glanzvollen Erfolg erringen konnten. Keine Eifersucht.

Das hat sie vor kurzem ausgeschnitten, warum, weiß sie nicht mehr so genau.

Keine Eifersucht.

Eine nutzlose Warnung. Eifersucht? Irgendwann, ja, irgendwann war sie ein eifersüchtiger Mensch, vielleicht sogar besitzergreifend. Sie sah es als Ausgleich für ihre Selbstlosigkeit, ihre Bereitschaft, sich aufzuopfern.

Erfolg? Alte Tatkraft?

Klingt vielversprechend.

– Die Ursache, der Grund für eine bestimmte Handlung, ist in der Zukunft angelegt.

Das hat Ketil zu ihr gesagt und es mit dem Verhalten eines Frosches zu erklären versucht:

– Ein Frosch springt nur an eine bestimmte Stelle, wenn die Chance besteht, dort auch eine Fliege zu fangen. Unser Leben liegt also in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, verstehst du?

Das hat einleuchtend geklungen, aber sie ist kein Frosch. Wohin springen, wenn kein Ziel in Sicht ist?

Das Haus, ihr Mann, ihre Tochter.

Wie soll sie da jemals herauskommen?

Sie ist ein erloschener Stern. Tote Materie, nichts mehr.

Ketil. Einmal jedenfalls hätte sie nicht auf ihn hören dürfen.

Was war damals in sie gefahren?

Sie hatte sich selbst etwas vorgemacht, sich eingeredet, es sei bloß eine Frage der Zeit, bis sich das Vergessen einstellen würde. Sie hätte es vielleicht sogar gekonnt, aber nicht ihr Körper.

Der Körper vergisst nicht, das weiß sie jetzt. Im Stich gelassen hat er sie, nur eine Zeit lang mitgespielt, sie in falscher Sicherheit gewiegt, um dann umso heftiger sein Recht einzufordern.

Im Krankenhaus, das ist schon so lange her, war sie unendlich müde gewesen, hilflos.

Wenn sie jetzt daran denkt, macht sie ihren damaligen Ausnahmezustand verantwortlich. Er war es, der sie geradezu dazu gezwungen hatte, diese Entscheidung zu treffen, von der sie wusste, dass es die falsche sein würde.

Glück im Unglück habe sie gehabt. Das war es, was die Ärzte ihr sagten. Sie könne froh sein, dass sie noch am Leben sei. Und nicht nur sie.

Jemand anderes hatte ebenfalls überlebt, jemand, den sie nicht am Leben sehen wollte. Für diesen Jemand gab es keine Berechtigung zu leben, nicht unter diesen Umständen, nicht in ihrem Leben.

Aber Jan war ihr zuvorgekommen, bloß Minuten, nachdem sie ihm davon erzählt hatte. Sie wollte ihm doch lediglich vor Augen führen, was er angerichtet hatte, ihm ihre Opferbereitschaft noch einmal deutlich machen.

– Schau, was ich für uns gemacht, was ich auf mich genommen habe, was ich über mich habe ergehen lassen. Für uns.

Sie wollte ihn provozieren. Aber Jan hatte die Provokation nicht verstanden, dachte, sie meinte es wirklich ernst. Unaufmerksam war sie gewesen, einen kurzen Augenblick lang. Aber nie hätte sie mit so einer Reaktion gerechnet, so unmittelbar, so erbarmungslos. Es war doch nur ein kleiner Satz gewesen.

– Natürlich werde ich das Kind bekommen.

Wieso hat er nicht verstanden, dass es nicht so gemeint war, warum konnte er ihren Gesichtsausdruck nicht richtig deuten?

Jeder wäre dazu in der Lage gewesen.

Bis dahin hatte ihr Jans wie eine Urgewalt aufflammende Wut, sein Zorn, gefallen, seine Aggression schien ihr als Beweis seiner Liebe. Wie hatte sie so daneben liegen können? Einem hilflosen Weibchen gleich, stolz darauf, mit welcher Vehemenz der Mann es als seinen Besitz verteidigt. Sie, Jans Eigentum, dazu war sie über die Jahre geworden.

Hatte sie nicht alles getan, was er von ihr verlangt hatte?

Auch wenn sie zuerst empört reagiert hatte, fassungslos.

– Du bist verrückt, das mache ich nicht.

Und er, mit seiner eindringlichen, dunklen Stimme:

– Du musst es tun, für uns.

Seine Stimme. Sie war ihre große Schwäche, ihr hatte sie nichts entgegenzusetzen.

– Ich kann das nicht.

– Doch du kannst! Du musst!

Er duldete keinen Widerspruch und Margot musste sich eingestehen, dass sie gar nicht widersprechen wollte. Sie liebte Jan, bedingungslos, ihr anfänglicher Widerstand war zwar echt, aber es war immer klar, dass sie tun würde, was immer er von ihr forderte.

Jetzt erscheint ihr diese Unterwürfigkeit unverständlich.

Als wäre sie ein anderer Mensch gewesen, weit davon entfernt, die Frau zu sein, für die sie sich gehalten hatte.

Tatsächlich hatte sie immer nur eine vage Vorstellung davon gehabt, wer oder was sie sein wollte. Nur was sie *nicht* sein wollte, wusste sie. Und genau das ist sie geworden: schwach, einsam, gefangen in einem Leben, das ihr zutiefst fremd ist.

Ich war auf der Suche.

Das denkt sie sich, während sie noch immer aus dem Fenster starrt.

Sie spürt die Narbe der Operation. Dass er auf sie geschossen hat, hat sie Jan schon lange verziehen. Ihn hat sie nie gehasst, aber dieses Kind, zu dem sie sich von Ketil hat überreden lassen.

Ob Jan oder Ketil – immer das gleiche: Immer waren da Menschen, die mein Leben gelenkt haben, als wäre es ihres. Über das sie einfach so verfügen konnten.

Sie hätte weinen wollen. Darüber, dass sie so dumm, so naiv war. Nicht in der Lage, selbst über sich zu bestimmen.

Ich war auf der Suche.

Als würde das alles entschuldigen, als wäre das die Rechtfertigung für ihre Schwächen, für ihre Ängste. Und auch für die Liebe, zu der sie fähig war. Eine falsche, eine bittere Liebe, die es ihr erlaubte, sich selbst zu vergessen und in den Hintergrund zu treten.

Und doch, sie hatte es gerne getan.

Für uns.

Diese beiden Wörter sind in sie eingebrannt, sie wird sie nie mehr aus dem Kopf bekommen. Und diese Szene: Jan stülpt ihr die Maske über den Kopf, das muffige Zimmer, sie kann kaum atmen. Jan öffnet den Reißverschluss über ihrem Mund, sie schnappt gierig nach Luft, der kurze Anflug von Panik verflüchtigt sich. Jan drückt sie an sich, flüstert:

– Es tut mir leid, es tut mir leid.

– Ich stehe das durch, mach dir keine Sorgen. Ich stehe das durch. Für uns.

Ganz so, als wäre es ausgerechnet an ihr, ihn jetzt zu trösten. Wobei sie die Betonung auf *Für uns* legt, als sei

es ein Gebet, das sie vor allem Schlimmen bewahren kann. Sie beginnt, sich zu entkleiden, legt sich auf das Bett, streckt Arme und Beine aus, spürt, wie Jan die Fesseln um ihre Gelenke legt. Er atmet dabei schwer, zwischendurch glaubt sie, ein Schluchzen zu hören.

– Weinst du?

Wieder überkommt sie das Mitleid für Jan.

– Ja, ich weine. Wundert dich das? Wundert dich das wirklich?

Nein, es wundert sie nicht, sie ist gerührt, hätte gerne über seinen Kopf gestreichelt.

– Ich muss jetzt gehen.

Er küsst sie auf die Lippen, bevor er den Reißverschluss wieder zuzieht.

Sie sagt nichts, nickt nur heftig, schließt die Augen, lässt sich in die Dunkelheit fallen. Sie versucht sich einzureden, sie würde schlafen, nichts weiter. Sie hört, wie der Boden unter Jans Schritten knarrt, hört, wie er leise die Türe öffnet und schließt, hört die plötzlich einkehrende Stille.

Sie weiß nicht, wie lange sie so da liegt, die Innenseite der Maske ist von ihrem Atem schon ganz nass. Als sie wieder Schritte hört, weiß sie, dass es nicht Jan ist. Es muss ein fremder Mann sein, der sich ihrem Bett nähert. Sie hält die Luft an, der Reißverschluss wird geöffnet, jemand presst seine Lippen auf ihre, sie wirft den Kopf wie wild hin und her.

Nicht küssen, nicht küssen!

Das will sie schreien, aber sie hat Angst, damit vielleicht eine vereinbarte Regel zu brechen, hat Angst, das *Für uns* damit zu verraten. Sie beruhigt sich. Oder zwingt sich vielmehr dazu. Spürt die tastenden Hände, überall auf ihrem Körper, alles geschieht in Stille, einer

unwirklichen Stille, nicht einmal, als er in sie eindringt, gibt der Mann einen Laut von sich.

Die Maske klebt auf ihrem Gesicht, sie schmeckt Schweiß auf den Lippen, in ihrem Mund.

Dieser schale, leere, graue Geschmack von damals, der ist jetzt wieder da. Hat ihren Körper erobert und alles andere verdrängt. Einem Feldzug gleich, bei dem nichts zurückbleibt außer verbrannter Erde, Asche, Schmerz, Erniedrigung.

Ihre Gedanken kreisen um diese Erinnerung. Höhnisch.

– Du wolltest mich vergessen?

Margot weiß, sie wird sich niemals abschütteln lassen.

Aber was hat sie erwartet? Dass sie sich in der Normalität eines Alltages einfach auflösen und verschwinden würde?

Genau das war es, was sie gehofft hat. Stattdessen: ihr Leben, nur noch ein Schattenspiel, ein verblassendes altes Foto.

Sie öffnet die Kühlschranktür wieder, nimmt einen Becher Joghurt heraus, schon angebrochen, das Verfallsdatum lange überschritten, halb verschimmelt. Margot beginnt zu essen.

IV

Ich krieche zu Margot unter die Decke. Sie, bekleidet mit einem braun-geblühten Nachthemd. Ein Erbstück ihrer Oma. Nicht schön, aber gemütlich, wie sie jedes Mal betont, wenn sie es in meiner Gegenwart anzieht. Als müsste sie sich vor mir rechtfertigen.

Ich taste nach ihren Waden, streiche mit der Hand darüber. Die nachwachsenden Haare: hart, kratzig, widerwillig, wie eine Drahtbürste.

Muss das sein? Den Körper so zu vernachlässigen?
Macht das nicht alles nur noch schlimmer?

Ich ziehe meine Hand zurück. Margot will nicht mehr von mir berührt werden. Die Zeit, als es anders war, liegt lange zurück.

Ihre übertrieben ruhige Atmung. So gleichmäßig atmet doch niemand im Schlaf.

Warum spielt sie mir etwas vor?

Ich liege auf dem Rücken. Unser Schlafzimmer war einmal Mettis Zimmer. An der Decke kleben noch die Sterne, die sich während des Tages mit Licht aufladen und in der Nacht leuchten. Auch das ist lange vorbei. Metti ist in den ersten Stock gezogen. Die Sterne habe ich weiß übermalt. Es gibt kein Leuchten mehr. Nichts leuchtet mehr in diesem Zimmer.

Ich merke, wie Ärger auf Margot in mir hochsteigt und diese stillen, unausgesprochenen Vorwürfe, die ich ihr mache. Dass sie sich so anstellt, sich so hineinsteigert. Ihre hilflose Wut, die mich verletzt und mich dazu bringt, sie zu verletzen.

Warum ich nichts sage?

Weil ich nicht frei von Schuld bin, es nie sein werde.

Seit langem sehe ich Margot tatenlos dabei zu, wie sie verzweifelt nach einem Ausweg, nach einer Lösung sucht. Ich könnte ihr helfen, ich kenne den Ausweg. Aber ich weiß auch, wohin er führt, und davor habe ich Angst.

Deshalb liege ich hier, Löcher in die Luft starrend, den Blick auf tote Sterne gerichtet.

In der Nacht träume ich davon, Margot übers Knie zu legen und zuzuschlagen, fest zuzuschlagen. Auch das Gedanken, die immer wiederkommen.

Noch bevor der Wecker läutet, wache ich auf, dusche, trinke Kaffee, lese Zeitung. Der Koffer ist seit gestern gepackt. Ich höre Margots schlurfende Schritte, schaue auf. Sie bewegt sich wie in Zeitlupe, als bedürfe jeder neue Schritt einer großen Überwindung. Sie steht vor dem Küchenschrank, öffnet eine Lade, erstarrt. Als hätte sie vergessen, warum sie überhaupt in die Küche gekommen ist. Das Taxi hupt in dem Moment, als sie die Lade wieder schließt.

* * *

Schon am Bahnhof bin ich unruhig und nervös. Woher das kommt? Ich kann es nicht sagen. Vielleicht liegt es daran, dass ich schon so lange nicht mehr verreist bin. Oder an Metti?

Ich habe das Taxi zu früh bestellt, jetzt müssen wir eine halbe Stunde am Bahnsteig warten. Diesen Hang zur Überpünktlichkeit habe ich von meinem Vater.

Unpünktlichkeit bereite ihm körperliche Schmerzen, hatte er gesagt.

Er ging immer früh aus dem Haus, es könnte ja auf dem Weg zur Arbeit etwas Unvorhergesehenes passieren. Ein Unfall samt Stau oder in der U-Bahn eine Verspätung durch einen Selbstmörder.

Metti spielt mit ihrem Handy, das Warten scheint ihr nichts auszumachen. Wir haben noch kein Wort miteinander gesprochen, seit wir hier sind. Auch nicht im Taxi. Jeder Satz, der sich in meinem Kopf bildet, kommt mir lächerlich und unpassend vor. Leere Phrasen wie:

Freust du dich schon? Oder: An was denkst du?

Also schweige ich lieber.

Als ich mich von Margot verabschiedete, war sie abwesend, ganz in ihrer Welt gefangen. Ich habe sie umarmt, ihr einen Kuss auf die Wange gegeben.

– Bis bald.

Sie nickte nur, mit dieser Leere in den Augen, die mir mittlerweile so vertraut ist. Ich bin nicht sicher, ob sie überhaupt verstanden hat, was vor sich ging. Sie hatte noch immer ihr Nachthemd an, wahrscheinlich würde sie sich sofort wieder ins Bett legen, sobald sich die Tür hinter mir geschlossen hat.

Ob Metti sich von ihr verabschiedet hat? Ich glaube eher nicht. Die beiden sind noch nie miteinander ausgekommen, aber in letzter Zeit ist die Spannung zwischen Mutter und Tochter fast unerträglich geworden.

Es ist nicht viel los am Bahnsteig, ein paar vereinzelte Gestalten, gelangweilt, die meisten starren, wie Metti, auf ihr Handy.

Eine Frau zündet sich eine Zigarette an, blickt sich dabei verstohlen um. Das Rauchen ist hier verboten. Sie macht nur ein paar hastige Züge, wirft die Zigarette auf

die Gleise. Kurz treffen sich unsere Blicke, ich schaue weg, will nicht, dass sie denkt, ich hätte sie beobachtet.

Im Grunde ist es mir egal, was die Menschen machen. Da bin ich anders als mein Vater. Für ihn waren Gesetze und Regeln etwas, das es strikt zu befolgen gilt. Er gab zumindest vor, sie einzuhalten, die Wahrheit konnte durchaus eine andere sein.

Er war ein gefragter Architekt und darauf auch ziemlich stolz. Wenn ich mir sein größtes Bauprojekt anschaue, habe ich, was seine Fähigkeiten angeht, so meine Zweifel.

Den Auftrag hat er irgendwann in den siebziger Jahren an Land gezogen: Drei Hochhäuser, 350 Wohnungen insgesamt. Die klobigen Wohntürme wurden von der Bevölkerung bald *Manhattan* genannt, auch wenn sie im Vergleich zu den Wolkenkratzern auf Manhattan Island eher mickrig sind. Ein soziales Vorzeigeprojekt der Stadt hätte es werden sollen. Schnell gebaute, billige Wohnungen, das war die Vorgabe.

Viel Mühe hat sich mein Vater bei der Planung nicht gemacht. Wozu auch?

Für sozial benachteiligte Menschen ist bald etwas gut, man spart an allen Ecken und Enden. Qualitativ hochwertige Baumaterialien? Fehlanzeige.

Das hat sich beim Grenfell Tower in London gezeigt, der in Rekordzeit niederbrannte. Jede Menge Tote, nur weil man gespart hatte, weil Gewinn wichtiger war als Sicherheit. Danach schoben sich die Verantwortlichen gegenseitig die Schuld in die Schuhe, versprachen Verbesserungen.

Dafür werden sich die 71 Verbrannten sicher bedanken, dann sind sie wenigstens nicht völlig sinnlos gestorben.